

17. Stadtgang: Grindelberg

am 30. Mai 2022



Blick von der Dachterrasse eines Grindelhochhauses

Foto: Doris Schick

„Brokkoli“, sagt jemand, als wir von der Dachterrasse eines Grindelhochhäuser herabschauen. Es ist einer dieser späten Maitage, an denen sich Sonne und Regen nicht so richtig entscheiden können, wer nun die Oberhand erhält. Von Brokkoli weiß man, dass die Köpfe von tiefgrüner bis blaugrüner Farbe sind. Von hier oben also wirkt das Ensemble der Grindelhochhäuser auf den ersten Blick wie eine Parklandschaft.

Im Bereich zwischen den Straßenzügen Grindelberg, Hallerstraße, Brahmsallee und Oberstraße fahren keine Autos! Es ist also sehr ruhig hier. Nur die Mönchsgrasmücke macht sich laut bemerkbar. Ihr Ruf hört sich an, als würde man zwei Kieselsteine aneinanderschlagen. „Beruhigend“ sagt eine von uns, die hier häufig mit dem Fahrrad vorbeikommt. Denn das „Leben“ tost eher außen drum herum. Hier gibt es zwar keine Kneipen oder kleine Geschäfte, jedoch soziale Infrastruktur (Pflegedienste und Kitas) und auffällig viele Architekturbüros. „Aber alles liegt in der Nähe: Bahnhof (Hoheluft), Kino (Holi) und kleine Geschäfte“, sagt Antje Kossak, die uns aufs Dach des Hauses Nr. 18 geleitet. Sie habe schon als junge Architekturstudentin davon



Dachterrasse - ein bisschen auf den Hund gekommen?

Foto: Doris Schick

geträumt, hier einmal zu wohnen, berichtet sie und strahlt.

Damit die Dachterrasse auch sicher ist, ist sie von abschließbaren Fenstern umgeben. Der Ort ist so windgeschützt, dass die Bewohner hier sogar Federball spielen oder kleine Musikveranstaltungen planen können.

Also: Von Fans der Nachkriegsarchitektur sind diese Häuser geliebt, für

andere hingegen waren und sind sie immer noch ein architektonischer Schandfleck. Vor einem Jahr feierte der kultige Gebäudekomplex 75. Geburtstag.

Vor dem Krieg galt der Grindelberg als jüdisches Wohnviertel mit etwa 175 Häusern. „Generell war und ist das Grindelviertel von der Religion geprägt“, heißt es in einer Broschüre der Stadt Hamburg. Am heutigen Joseph-Carlebach-Platz, der damals Bornplatz hieß, befand sich die größte Synagoge der Stadt. Ein Mosaik auf dem Boden zeugt heute noch von ihrem Standort. Nicht nur die Synagoge, auch die Siedlung fiel dem Krieg zum Opfer: 1943 machte die Operation Gomorrha den Grindelberg dem Erdboden gleich. Die jüdische Bewohnerschaft hatten die Deutschen schon zuvor enteignet und deportiert.

Was das konkret heißt, ist kaum noch zu entdecken. Immerhin fragt eine von uns nach den Eigentumsverhältnissen vor 1933; und wie die Stadt mit Entschädigungen nach dem Krieg umgegangen ist? Die Broschüre der Hansestadt geht über diese Frage hinweg und schreibt: „Hamburg lag in Trümmern. Und es war wohl eine ganze Kette glücklicher Fügungen, die so kluge Planung so kurz nach dem Krieg überhaupt möglich machten.“

„Kluge Planung“ auf einst unrechtmäßig enteignetem Boden?

Die jüdische Gemeinde Hamburg will die große Bornplatzsynagoge im alten Stil neu errichten. Der Wunsch der Glaubensgemeinschaft nach Rekonstruktion des Bauwerks, das von den Nazis erst geschändet, dann angezündet und 1939 zerstört wurde, findet zwar breite Unterstützung in Politik und Zivilgesellschaft. Doch einige Kritiker bringen eine ebenso breite Palette an Einsprüchen vor. Die Rekonstruktion sei "auf besondere Weise problematisch", da sie "das Resultat verbrecherischer Handlungen unsichtbar" mache, wodurch "die Erinnerung an dieses Verbrechen

erschwert" werde, heißt es da. Sollte an der Stelle aber ein Gebäude errichtet werden, dann müsse es "in zeitgemäßer, zukunftsgerichteter Form gestaltet" sein.

Die britische Militärverwaltung jedenfalls hatte 1945 andere Sorgen. Sie suchte eine Operationsbasis und Wohnraum für ihre Mitarbeiter und deren Familien; der Stadtteil Harvestehude galt schon damals als beste Lage. Und zugleich wollte bereits die Siegermacht das Projekt als Beitrag zur Gestaltung einer Zukunft Deutschlands begreifen. Als die britische Militärverwaltung dann doch lieber nach Frankfurt am Main zog, hatten Hamburg und die Baugesellschaft SAGA freie Hand. Und so jubelt eine Kunsthistorikerin noch heute: „Es waren deutsche Architekten, die hochgradig der klassischen Moderne verhaftet waren. Darum ist, glaube ich, die Frage falsch, ob es britisch ist. Diese Hochhäuser sind meiner Meinung nach nicht britisch. Da stecken eher Ideen von Le Corbusier drin. Von Ernst May. Also von solchen großen, wichtigen Architekten der Moderne.“



Foto: Brigitte Glade

Unser mitflanker Architekt Gernot Baum zeigt auf die Häuser: „Gelb verklindert“, sagt er, „sieht einheitlich aus, aber die einzelnen Bauten unterscheiden sich in der Aufteilung. In einem Gebäude sind zum Beispiel nur Einzimmerwohnungen - ursprünglich gedacht für ledige Frauen ohne Kinder“.

Diese Wohnungen waren das Modernste, was Deutschland in der Nachkriegszeit gebaut hat: mit eigenem Bad in jeder Wohnung, großen Fensterfronten, einem Müllschlucker im Treppenhaus.

Seit dem Jahr 2000, gründlich renoviert und modernisiert, steht das ganze Ensemble unter Denkmalschutz. Was dabei geschützt wird? Für die Stadthistorikerin Thienel sind die Grindelhochhäuser ein Versprechen zum Aufbruch, damals wie heute.

„Zu einer Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als auch in Hamburg die autogerechte Stadt geplant und gebaut wurde, geschah hier etwas ganz Erstaunliches. Das Gebiet der Grindelhochhäuser wurde an den vier Rändern jeweils nur mit einer Einbahnstraßenschleife erschlossen und im Inneren als komplett autofreie Großwohnsiedlung gebaut.“



Im Park zwischen den Häusern Foto: Brigitte Glade

Erst nach unserem Gang sprechen wir noch einmal über das, was die Architektur „Funktionalismus“ im Städtebau nennt. Zur Bauzeit der Grindelhochhäuser waren die

Zwecke in erster Linie von den Bedürfnissen der Nachkriegszeit bestimmt. Einerseits erforderten die Kriegsschäden, dass man zügig möglichst viel Wohnraum bereitstellte bei gleichzeitiger Anpassung an die fortgeschrittenen Wohnstandards westlicher Gesellschaften. Diese neuen Standards galten in den 1950er Jahren durchaus als hoher Komfort. Aber es gab auch kulturell politische Ziele. Man wollte sich auch baulich abkehren von Faschismus und Autoritarismus, um zu liberaler und freiheitlicher Lebensweise beizutragen. Gegenüber der nationalsozialistischen Bauweise, die sich im öffentlichen Raum monumental, im privaten Raum kleinbürgerlich-spießig gab, sollten die Grindelhochhäuser ein modernes Versprechen von Gemeinschaft und Freiheit verkörpern.

Aber: Zwar bezeugen die Grindelhochhäuser immerhin den Versuch, eine Infrastruktur für einen sozialen Beziehungskomplex herzustellen. Aber – und darin liegt die Ambivalenz im heutigen Erleben - wenn man an ihnen entlang schlendert, hat die soziale Wirklichkeit über diese Versuche gesiegt.

„Die gemeinschaftlichen Räume“, schreibt der Philosoph und Politologe Frederik R. Heinz, „werden heute kaum noch genutzt oder sind ganz verschwunden. Anstelle der auf Dachterrassen feiernden Nachbarschaft hat die übliche großstädtische Anonymität Einzug erhalten. Die baulichen Elemente von Gemeinschaftlichkeit wirken auf die gegenwärtigen Betrachter*innen wie entrückt. Deutlich zutage tritt der Widerspruch von Idee und Wirklichkeit. Die verlassenen Gemeinschaftsplätze eröffnen für uns den Raum zum Reflektieren: Über die Historizität der Architektur als wesentlich soziales Unternehmen, die Möglichkeiten und Grenzen architektonischer Wirkungskraft. Die Reflexion auf die Geschichte der Grindelhochhäuser trägt den Impetus der Kritik: Angesichts heutiger individualisierter Massenquartiere erinnern sie daran, dass wir die (architektonische) Einrichtung der Gesellschaft auch ganz anders hervorbringen könnten.“¹

Einzig an „Religion“ - als eher nicht funktionalistischem Unternehmen - erinnert der „Paternoster“ in einem der Grindelhochhäuser. Es ist das Einwohnermeldeamt des Bezirksamtes Eimsbüttel.

Man kann auch sagen: Ohne diesen einst substanziellen Gemeinschaftsaspekt wirken die Grindelhochhäuser auf manche von uns Flanierende seelenlos.

Für andere bietet diese Wohnform die Freiheit zwischen städtischer Anonymität und selbstbestimmter Nachbarschaftlichkeit.

Wolfgang Teichert

¹ FREDERIK R. HEINZ: Grindelhochhäuser in Hamburg: Kultur als Therapie der Nachkriegsgeneration.
In: The article vom 25.11.2020